



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

S., J.: Johannes von Müller und seine Zeit. 1.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Johannes von Müller und seine Zeit.

1.

Auf jeden, der nicht an der bloßen Zerstörung seine Freude hat, macht der Eifer und die Hast, mit der wir die anezogene Ehrfurcht von den gefeierten Größen unseres Vaterlandes von uns abstreifen, mitunter einen peinlichen Eindruck. Je weniger man den Einfluß dieser Neigung von sich abwehren kann, je tiefer man insgeheim ihre Berechtigung empfindet, desto unwilliger ist man gegen diejenigen, die das nothwendige Uebergangswerk vollziehen. Fassen wir das Jahrhundert, welches mit dem Sturz der Gotschedschen Schule beginnt und sich bis zu den Wehen der Julirevolution hinzieht, in ein allgemeines Bild, so finden wir zwar die Farben, welche Frau von Staël anwendet, nicht ganz getroffen: es sah nicht ganz so träumerisch und nebelhaft bei uns aus, wie es der geistreichen Französin vorkam. Aber das Zeitalter erscheint uns doch beinah so fremd wie das fein ausgeführte Bild in jenem merkwürdigem Buch. Die Schriftsteller wetteiferten mit dem Publicum, für die Gestalten der eignen Phantasie und für alles Große, was jemals geschaffen war, Andacht und Begeisterung zu empfinden. Man scheute sich nicht, was augenblicklich die Seele bewegte, lebhaft auszusprechen und für seine geheimsten Herzensergießungen bei aller Welt eine verwandte Stimmung vorauszusetzen. Man glaubte nicht unbedingt an den dreieinigen Gott, aber in erhöhter Stimmung glaubte man an alles: jede neue Idee fand ihre Apostel und ihre Gläubigen. Die Kindlichkeit der schönen Seelen ging zuweilen ins Kindische über, und je unbefangener man sich forttragen ließ vom Strom des allmächtigen Gemüths, desto unreifer war nicht selten, was man in seinen Irrfahrten gewann: der harte männliche Ernst, der allein ein Volk dauernd vorwärts bringt, bildet sich nicht aus, wenn das Gefühl jedem neuen Eindruck offen steht, und was keinen Widerstand findet, übt auch nicht die Kraft. Aber es war viel Farbe in dieser lebenswürdigen Zeit, und wenn wir über ihre Leistungen nicht ganz so denken wie ehemals, so können wir sie doch nicht ohne Rührung betrachten, nicht ohne den beklemmenden Zweifel, ob das, was wir an ihre Stelle gesetzt, gleich geeignet ist, das Glück der Menschen und den Schatz ihrer Ideen zu vermehren. Gleichviel! Die Empörung gegen

die alte Autorität war nothwendig. Es ist nicht bloß der zufällige Wechsel der öffentlichen Stimmung, der uns anders empfinden läßt, nicht bloß die größere Breite und Höhe unsrer Bildung, die unser Urtheil verändert: wir stehn mit einem ganz neuen, sittlichen Princip jenem Jahrhundert gegenüber. Die Sache gilt uns mehr als die Person, die sittliche Kraft mehr als die schöne Erscheinung, das bestimmte Vaterland hat das zerflossene Bild der allgemeinen Humanität verdrängt. Schlimm genug, wenn das neue Princip zuerst zersetzend, unschön, inhuman sich äußerte: Uebertreibungen sind bei keinem Uebergang zu vermeiden. Jetzt stehn wir fest in der Ueberzeugung, daß nur ein großer Wille groß empfindet und Großes schafft, daß nur in der Wirkung fürs Ganze der einzelne sich wahrhaft befriedigt, und in dem Bewußtsein dieser Sicherheit können wir einseitige Urtheile bedingen, in dem unreifen Ganzen das bedeutende Einzelne mit Freuden anerkennen.

Vielleicht niemand hat unter diesem Umschlag der Meinung so gelitten, als Johannes Müller. In den ersten Jahren dieses Jahrhunderts stand er auf einer Höhe des Ruhms, an die wenig andere Namen heranreichten. Die andern gefeierten Schriftsteller, selbst die ersten, wurden meistens von einer Partei getragen; über Müller war alles einig, die Fürsten und Staatsmänner wie die gewöhnlichen Leser; die Verfechter des Alten wie die Demokraten; selbst die Philosophen, deren Grundsätze er zuweilen sehr hart anfocht, kamen ihm mit Achtung entgegen, und die ersten Männer der Wissenschaft und Kunst nahmen keinen Anstand, ihm ihre Huldigungen darzubringen. Freilich war diese scheinbare Stärke seine Schwäche, denn wer von allen gefeiert wird, pflegt es auch mit allen zu halten. Als nun der Augenblick der That kam, wo die Meinungen sich scheiden mußten, ward er zu leicht befunden. Aber an dem Verdammungsurtheil, welches seine Apostasie noch heut hervorrufen muß, betheiligte sich damals doch nur die Partei der Patrioten. Es war noch keineswegs eine allgemein angenommene Voraussetzung, daß zur Größe eines Schriftstellers seine sittliche Würde gehört. Erst jetzt, wo man immer ernster darauf geführt wird, daß keine Vorzüge den Mangel an männlicher Haltung ersetzen, hat man mit gerechter, aber zuweilen unerfreulicher Härte ein Stück seines Ruhms nach dem andern untersucht, man hat nicht bloß seine Schwächen als Mensch und als Bürger, sondern auch als Forscher und Künstler ans Licht gezogen, so daß er als ein hohles Idol dasteht. Wir sind in der unangenehmen Lage, jene Vorwürfe nicht bloß zu rechtfertigen, sondern nach vielen Seiten hin zu verschärfen; ja wir müssen sagen, daß bei dem genauern Studium seines Lebens das Erstaunen zuweilen so groß wurde, als wären wir im Reich der Fabel. Aber es wäre ganz gegen unsern Zweck, wenn nicht bei unsrer Schilderung zugleich die vielen liebenswürdigen, edlen, ja die großen Seiten des Mannes hervorträten. Zwar

ist es eine schwache Rechtfertigung, wenn der Einzelne bei bedeutenden Anlagen ein getreues und potenziertes Abbild von den Schwächen seiner Zeit darstellt, aber es fördert wenigstens das Verständniß seiner Seele, die sonst ein Räthsel bliebe. Es versteht sich, daß unser Endurtheil nur als Resultat unsrer gesammten Darstellung hervorgehen kann. Doch halten wir es für nöthig, im voraus auf einige Gesichtspunkte aufmerksam zu machen.

Am schwersten lastet auf Müllers Ruhm der Makel seines Abfalls im Jahr 1807. Es wird sich ergeben, daß dieser Abfall kein vereinzelter Act seines Lebens war, der den übrigen widerspräche. Die Zeitumstände gaben ihm eine so ernste Bedeutung, aber der Fähigkeit, schnell die Stimmung zu wechseln, aus der er einzig und allein hervorging — von den gemeinen Motiven seiner Mitschuldigen muß Müller freigesprochen werden — begegnen wir an jedem Wendepunkt seines Lebens. Mehr noch als alle seine Zeitgenossen besaß Müller ein Gemüth, in dem jede große Bewegung schnell nachzitterte; in einfachen Verhältnissen, in der Familienpietät, in der Freundschaft treu, hingebend und der größten Aufopferungen fähig, hatte er bei allen umfassenderen Ideen nicht die Kraft, das einmal gewonnene Gefühl so fest zu halten, daß es einem neuen stärkern Widerstand geleistet hätte. Dasselbe Feuer, mit dem er die Eindrücke der Natur, mit dem er große und schöne Züge in dem Buch der Geschichte auffaßte und darstellte, mit dem er sich jedem, der ihm liebevoll entgegenkam, an die Brust warf, dasselbe Feuer erfaßte ihn bei jeder imponirenden Erscheinung und trieb ihn augenblicklich zur schrankenlosen Vergötterung. Wenn er schon in seiner Freundschaft fortwährend in die Stimmung leidenschaftlicher Liebe übergeht, so hat seine Begeisterung für Friedrich den Großen, dann für Napoleon etwas ausschweifendes, besessenes. Sie unterhalten sich eine Stunde freundlich mit ihm und ziehn ihm dadurch die Seele aus der Brust, er verliert ihnen gegenüber das Urtheil und den Willen. Es ist durch aus nicht der gewöhnliche Servilismus, aber jener ursprünglich edle Verehrungstrieb, aus dem der Servilismus hervorgeht. So etwas begegnet ihm selbst minder bedeutenden Männern z. B. Genß gegenüber, wenn sie es einen Augenblick verstehen, durch eine Idee oder auch nur durch ein Bild den Funken des Enthusiasmus in seine Seele zu werfen. Nun kann es nicht fehlen, daß bei dieser Vorschnelligkeit der Empfindung häufig die bittersten Enttäuschungen eintreten, und diese wirken dann wieder auf die Stimmung der Seele zurück. Wer schnell in Enthusiasmus geräth, ist auch leicht geneigt zu verzweifeln, und am leichtesten geschieht es, wenn man sich, wie Müller, nie in der Dialektik geübt, sondern sich mit unbedingtem Aberglauben den Thatfachen gefangengegeben hat. Nach der Schlacht bei Jena war ihm nicht bloß der preussische Staat unrettbar verloren, sondern er sah darin den Finger Gottes, den man leicht in jedem rohen Zufall herausfindet, wenn

man selbst keinen starken Willen hat. Dann überkommt ihn die Weissagung, er fühlt sich durch das unmittelbare Eingreifen Gottes über die gemeinen Urtheile der Sterblichen entrückt; und in der That, seine Blicke sind zuweilen von einer wunderbaren Tiefe. Aber zu leicht verliert sich der Prophet in leere Declamationen und wenn dann ein neuer Eindruck, eine neue angebliche Thatsache ihn überwältigt, so ist die frühere Stimmung vergessen. So mancher Stelle in seinen Briefen fehlt nur wenig, um sich zu einem schwungreichen Gedicht zu erheben, und dabei sieht er mitunter richtig voraus, was kein anderer um ihn bemerkt; aber es ist ein fremder Geist, der über ihn kommt und aus ihm weissagt: der Geist der großen alten Schriftsteller, die sein Gemüth und seine Einbildungskraft erfüllen, die aber sein Urtheil und seinen Willen nicht gestählt haben. Diese dunklen Visionen erhalten durch einen eigenthümlichen Widerspruch seines Wesens noch eine seltsame, aber anziehende Farbe. Destere Enttäuschung hat ihm Mißtrauen gegen die Stimme seines Innern eingeflößt, und wenn er sich dennoch zum Sprechen entschließt, so empfindet man die Gewalt, mit der es ihn fortreißt, zugleich aber auch das schmerzliche Vorgefühl, daß ihm selbst das Gesicht nicht zu Gute kommt. Derselbe Widerspruch ist in seinem praktischen Leben. Eanguinisch und sorglos bis zum kindischen in allen irdischen Angelegenheiten, vertieft er sich zuweilen wieder in eine ängstliche hastige Berechnung; er denkt mit Unruhe an den nächsten Tag und dessen Bedürfnisse, und ist nie mehr einem Kinde vergleichbar, als wenn er mit anscheinender Weltflugheit Pläne für die weite Zukunft schmiedet. Das Glück oder vielmehr seine Unschlüssigkeit hatte ihm versagt das zu finden, was allein ein dauerndes Heimathgefühl einflößt, und so war er ein unstäter Wanderer durch aller Herren Länder, durch alle Religionen, durch alle Völker, ja seine Phantasie schweifte vorgreifend von Rom bis an die Newa. So heftig sich zuweilen der Unwille regt, wenn man bei einem Mann von der höchsten Bildung Tag für Tag empfindet, daß er niemals weiß was er will, zuletzt, namentlich bei seinem unglückseligen Ausgang, durch den er vieles abgehüßt, überwältigt doch die Nüchternheit, freilich auch die Einsicht, daß für einen Mann das schlimmste Verderben die Charatterschwäche ist.

Für einen tiefen Kenner der Geschichte liegt das Mißverständniß nah, das freiere und schärfere Urtheil über so manche dankbare Partien der Weltbegebenheiten müsse ihn auch befähigen, unmittelbar ins große Leben Europas einzugreifen. Wie sehr sich nicht bloß Müller über sein staatsmännisches Talent geirrt, sondern auch Männer, die wol wußten, was es damit auf sich habe, z. B. Genz, liegt auf der Hand. Nie war ein Mann weniger zum Politiker geeignet als Müller. So laut er von der frühesten Jugend an gegen den Zeitgeist Zeugniß ablegte, so leicht wurde er von jeder Strömung

mit fortgerissen. Auch in seinem Urtheil, wo es sich um vergangene Dinge handelt, wird man oft durch die seltsamsten Widersprüche befremdet. Jede Thatsache hat verschiedene Seiten, und wenn man ihnen gegenüber nicht auf einem festen Standpunkt steht, so wird man bald durch die eine, bald durch die andere geblendet. In seinem Gemüth an den engen Kreis seiner nächsten Freunde, seiner Heimath, seiner Familientraditionen gebannt, erstieg er durch seine wissenschaftlichen Forschungen eine Warte, die unendlich hoch über das Gewühl der Sterblichen hinausragte. Beides zu vermitteln ist ihm nicht gelungen. Es waren die beiden Pole seines Denkens und Empfindens, zwischen denen seine Seele in den heftigsten Schwingungen zitterte; heute hoffnungsvoll revolutionär, morgen ein verbitterter Anwalt alles Alten, weil es alt war, heute ein Apostel der Freiheit und Humanität, morgen Christ und Mystiker; heute ein Weltbürger in der verwegensten Bedeutung, morgen nichts als treuherziger Eidgenosse. Die Farbe kam niemals aus seiner Einsicht, sondern aus seinem Gemüth und dessen unmittelbaren Beziehungen. Bei diesem fortwährendem Wechsel der Stimmungen übersieht man leicht das Echte und Bleibende in demselben; und doch ist es vorhanden; ja man könnte aus seinen Briefen und Schriften, wenn man die augenblicklichen Auswüchse entfernt, ein Lehrgebäude echter Staatsweisheit entwerfen, das ihm freilich nicht zu gute kam, weil das bloße Stichwort Evolution nicht Revolution! noch nicht ausreicht, das aber seine Nachfolger auf das mannigfaltigste befruchtet hat.

Bei diesem Wesen kann auch ein classischer Geschichtschreiber nicht gedacht werden, doch ist man, namentlich seit Niebuhrs Urtheil bekannt geworden ist, gegen seine Forschungen häufig ungerecht. Wir werden sehen, wie der Haß sowol gegen die philosophirende, als gegen die kritisch zersetzende Geschichtsforschung den Leitton seines Studiums bildet, und grade diesen Richtungen war es vorbehalten, der Wissenschaft eine neue Gestalt zu geben. Aber es wäre das höchste Unrecht, die wissenschaftliche Grundlage seiner Geschichtskenntnisse zu bestreiten. Leider ist bei weitem der größte Theil seiner Arbeiten, die Excerptensammlung aus allen Quellschriftstellern der Weltgeschichte, für ihn fruchtlos gewesen. Spätere haben viel daraus gelernt, nicht immer mit der gebührenden Anerkennung ihres Lehrers. Sein Wissen war staunenswerth und sein Trieb, mit Bienenfleiß fortwährend neues Material zu sammeln, hat unter den damaligen Gelehrten nicht seines Gleichen. Nicht bloß in der Geschichte aller Länder und Völker war er der erste Gelehrte seiner Zeit, er umfaßte, und keineswegs als bloßer Dilettant, das Gesamtgebiet der Literatur, und hatte aus allen Zweigen der Staatswissenschaft ein gründliches Studium gemacht. Kritik in umfassenderem Sinn war nicht seine Sache, weil er die Thatsachen in ihrer Bildlichkeit zu sehr in sein Gemüth aufgenommen hatte,

um sie der Zerlegung Preis zu geben. Aber wie verständig er in einem wirklich historischen Zeitalter den Inhalt aus den Quellen loszuschälen mußte, zeigt jede Zeile seiner Schweizergeschichte, für die er nicht bloß jede Urkunde durchforscht hatte, sondern von der er auch über jede Localität aus unmittelbarer Anschauung Rechenschaft zu geben mußte. Man glaubt zu träumen, wenn man den unermesslichen Umfang seiner Lectüren und seiner Excerpte verfolgt und dabei erwägt, daß er fortwährend durch diplomatische Geschäfte, durch Gesellschaften, durch eine ausgebreitete Correspondenz, durch Reisen in seinen Arbeiten unterbrochen wurde. Leider verstand er nicht genug, sich in seinem Schaffen zu concentriren, wie z. B. Ranke, der als Schriftsteller oft erstaunlich an ihn erinnert und der vielleicht durch ihn auf die echten Quellen seiner Lieblingsperiode aufmerksam gemacht wurde. Die venetianischen Gesandtschaftsberichte hat schon Müller sehr gut gekannt, sehr verständig über sie geurtheilt, sehr bedeutende Details aus ihnen genommen. Freilich hatte er nicht das Geschick seines Nachfolgers, aus diesen Details ein anziehendes Bild zu machen.

Und doch stand er in der Achtung seiner Zeitgenossen grade als Künstler sehr hoch. Um das zu begreifen, müssen wir an Klopstock denken, der damals als der erste Dichter gefeiert, heute kaum mehr gelesen werden kann. Beide hatten eine verwandte Aufgabe. Es galt, die Darstellung aus dem Gemeinen und Gewöhnlichen in das Ideale zu erhöhen. Klopstock fand eine verwässerte Poesie, Müller eine triviale und rohe Prosa vor. Beide wandten ein Mittel an, welches leicht zum Unwahren verleitet: sie ließen den Stil nicht aus der Sache hervorgehen, sondern sie brachten ihn als eine ästhetische Forderung der Sache entgegen. Sie lernten ihn beide aus den Alten, aus der Bibel, aus der noch nicht verwässerten Volkssprache, z. B. Müller aus den Chroniken; sie verwarfen jede Breite und Bequemlichkeit in der Form, jedes Wort sollte bedeutend und charakteristisch wirken. Sie spannten das Gemüth, um auch das scheinbar Unbedeutende mit einer gewissen Feierlichkeit auszudrücken. Vieles ist infolge dessen gezwungen und manierirt, und am wenigsten darf man ein Vorbild in ihnen suchen. Aber wo das Gemüth sich wirklich regt, und wo eine lebendige Anschauung die Seele erfüllt, finden wir bei beiden und namentlich bei Müller noch heute bedeutende Stellen, die uns mächtig ergreifen.

Freilich fehlte beiden etwas, was nicht bloß für den Dichter die Hauptsache ist: Gestaltungskraft. Müller hatte edle und warme Empfindungen, lebhaftere Anschauungen, einen scharfen Verstand, und die Fähigkeit tief zu denken: das alles reicht aber noch nicht aus, die schöpferische Kraft zu ersetzen, die darin liegt, daß Empfindung, Bild und Gedanke gleichzeitig in der Seele entspringen. Wenn Müller stark empfand, schwieg seine Intelli-

genz, und wenn er ernsthaft nachdachte, war sein Gemüth gelähmt. Die Vorschnelligkeit seiner Empfindung trübte auch im Einzelnen sein Gesicht und so kamen denn seine Gedanken, seine Bilder, seine Stimmungen wie Inspirationen über ihn, die er schnell aufzeichnete und die ihn infolge dessen beherrschten. Was er Composition nannte, bestand darin, daß er sich bemühte, diese einzelnen Aufzeichnungen aneinander zu schweißen. Daraus geht aber nie ein Ganzes hervor. Wir finden fast alle Momente bei ihm zusammen, die zur Charakteristik eines Menschen oder einer Begebenheit gehören; aber es sind *disjecti membra poetae*, der elektrische Funke fehlt, der ihnen Leben einhaucht, fast nie gelang es ihm, den innern Kern eines Charakters schnell zu fassen, und aus ihm heraus alles einzelne zu begreifen, er sieht ihn wol, aber nicht in dem Augenblick, wo es darauf ankäme, sondern beiläufig. Daher der Aufwand von Farben, die nicht immer zueinander stimmen und die in ihrer Mannigfaltigkeit mehr verwirren als deutlich machen. Daher seine Mystik, die unfähig, das Gesetz des Wesens zu ergründen, im sinnlosen Spiel des Zufalls ein geheimes Gesetz sucht und sich in dunkle Weissagungen flüchtet, weil sie in ihrer Einsicht sich selbst nicht genügt.

In seinen Vorzügen wie in seinen Schwächen ist Müller eine höchst interessante Erscheinung, die wol eine gründliche und zusammenhängende Darstellung verdient. Noch bedeutender aber wird sein Leben dadurch, daß sich alle große Stimmungen der Zeit in ihm auf das Mannigfaltigste kreuzen, vielleicht mehr als bei irgend einem der großen Schriftsteller der Periode, weil er der vielseitigste und beweglichste war. In den 40 Bänden seiner Schriften, wenn man die 6 Supplementbände und andern Brieffsammlungen z. B. die Gengschens dazu nimmt, findet man das hinreichendste Material; möchte dieser Auffatz die Cotta'sche Buchhandlung veranlassen, eine neue chronologisch geordnete Ausgabe zu veranstalten, um die tollen Fehler der beiden frühern wenigstens einigermaßen auszulöschen.

Johannes Müller wurde am 3. Jan. 1752 zu Schaffhausen geboren. Seine Vorfahren gehörten seit vielen Geschlechtern zum Beamtenstand des Cantons, sein Vater war der erste, der zur Theologie überging: er war Diakon und Conrector zu Schaffhausen. Der herzliche liebevolle Ton in der Familie erfreut uns in den Briefen um so mehr, je häufiger wir in dem Leben unsrer großen Schriftsteller unregelmäßigen Familienverhältnissen begegnen. In allen Wechselfällen seines Lebens bewahrte Müller seine treue Gesinnung für das väterliche Haus, er war ein guter Sohn und Bruder, und die feste Anhänglichkeit seines Gemüths macht viele Schwächen gut.

Noch ehe er lesen konnte, wußte er die Hauptbegebenheiten der Schweizergeschichte. Sein Großvater mütterlicher Seite, Johannes Schoop, seit 1751 Pastor zu Schaffhausen, war auf seine Art ein Gelehrter: jeden freien Augen-

blick hatte er auf das Abschreiben helvetischer Urkunden, Gesetze und Geschichtsbücher gewandt, das er oft bis in die tiefe Nacht fortsetzte. Neben dem schrieb er alles, was er merkwürdiges las und hörte, sogleich an seinen Ort auf, und diese Ordnungsliebe vererbte er auf seinen Enkel. Er hatte eine große Sammlung historischer Kupferstiche, welche von der züricher Bibliothek als Neujahrsblätter an die Jugend ausgetheilt wurden, diese zeigte er dem wißbegierigen Knaben, erzählte ihm die vorgestellten Geschichten und bald war Johannes bei seinem bewundernswürdigen Gedächtniß im Stande, sie wieder vorzutragen. Die Holzschnitte in Münsters Kosmographie und Stumpfen Chronik konnte er fast alle nennen. Leider starb der Großvater schon 1757. Seitdem hielt ihn namentlich die Mutter zur Religion, zum Gebet und Lesen der Bibel an. Von seinen Schulkameraden wurde er seines schwachen Gesichts und seiner „zappelnden Lebhaftigkeit“ wegen häufig verspottet. Auf der Schule lernte er nach der damaligen Sitte hauptsächlich lateinisch sprechen, zu Hause las er viel, meist historische Bücher, z. B. Hübners biblische Historien; später und mit größter Freude die Bibel selbst; den Orbis pictus, den Kaiser Octavianus u. a., hernach Gotth. Heideggers *Acerra philologica*; Hübners Geographie und zehn dicke Duodezbande Fragen aus der politischen Historie las er sehr eifrig und behielt die Namen und Jahrezahlen aller Fürsten der vier Weltmonarchien bis auf den letzten, so wie die aller Bürgermeister und Bürgervorsteher von Schaffhausen, und sein Gedächtniß war ihm so treu, daß er sie noch in den letzten Jahren seines Lebens ohne Fehler hersagen konnte. Aus den Stadtchroniken schrieb er in seinem neunten Jahr eine Geschichte von Schaffhausen nach Hübners Methode in Frage und Antwort. Unter einem verdrießlichen Schulrector mußte er außer dem heidelbergischen Katechismus des Cellarius lateinisches Wörterbuch und Baumeisters Definitionen der Wolffschen Logik, die niemand erklärte, auswendig lernen. Eine mühsame Vergleichung des Calvinischen, Usherschen und Petavischen Systems der Chronologie in der alten Geschichte war sein erster Versuch historischer Kritik. Im Collegium Humanitatis in seinem 14 Jahre machte er sich für seine Studien einen Plan in griechischer Sprache und las die Bibel im Urtext sehr gründlich. Die Theologie hörte er nach Wytttenbachs, eines strengen Wolfianers Compendium, dem er aber niemals Geschmack abgewinnen konnte. Meistens blieb er bis spät in die Nacht bei seiner Arbeit und stand des Morgens um 4 Uhr wieder auf, ohne daß seine Gesundheit darunter gelitten hatte. Seine Schulreden sind zum Theil noch vorhanden, und verrathen, namentlich die über den Pedantismus und über die Freundschaft, nicht wenig Spuren jener lärmenden Geniesucht, die man in jener Zeit wie eine Art Epidemie betrachten muß.

Es war in Schaffhausen gesetzliche Vorschrift, daß jeder Theolog wenigstens zwei Jahr auf einer auswärtigen Universität studiren mußte. So reiste er

von den Segenswünschen seiner Eltern begleitet, am 25. August 1769 nach Göttingen ab. Hier eröffnete sich ihm eine neue Welt. In den Briefen nach Hause herrscht eine unaufhörliche Begeisterung, er sieht in seinen Lehrern lauter große Männer. Zuerst imponirt ihm Michaelis (1771—91) der kritische Theolog, der theils durch seine Gelehrsamkeit, theils durch seine derben Späße seinen bisherigen naiven Glauben sehr erheblich erschütterte, zum großen Mißvergnügen seines Vaters, den er aber bald zu beruhigen wußte. Wunderlicherweise kam daneben seinen Eltern das Gerücht zu Ohren, ihr Sohn sei ein Zinzendorfianer geworden, habe allem Studiren entsagt, lese gar keine andern als ascetische Bücher und besuche die Versammlungen der Brüdergemeinde. In der That fanden beide sehr entgegengesetzte Neigungen in seinem empfänglichen Gemüth gleichzeitig Raum. Kirchengeschichte hörte er bei Walch, Philosophie bei Feder, Homiletik bei dem würdigen Moralisten Peter Miller, an den er sich am engsten angeschlossen, und bei dem er seit August 1770 wohnte. Schon zu Anfang desselben Jahres war er in die historische Gesellschaft unter Gatterers Leitung eingetreten. Auch mit Heyne stand er in Verkehr, und seine Neigung für die Geschichte gewann die Oberhand, als Schlözer *) mit seinem energischen Naturell sich seiner bemächtigte. Aus dieser Periode schreibt er am 28. Sept. an seine Eltern, er habe seine bisherige Hypochondrie überwunden: „ohne vieles Geräusch werde ich die wohlthätige Religion Gottes unerschrocken, nach Gewissen, ohne Absicht und Verstellung, ohne pedantische Schulfüchseri und Kathederphilosophie predigen. Philosophie der Grazien, des Gefühls, der Empfindung steht dem Lehrer der Religion besser, als alle 36 Quartanten, die Christian Wolf geschmiert hat, als der ganze Scot und Lombard, als die ganze weilandmodische mathematische Methode.“ Doch trat er noch December 1770 mit einer rechtgläubigen Disputation auf: *Nihil esse Rege Christo ecclesiae metuendum*, und nannte in einem Brief an seinen Vater 16. Juli 1771 Semlers „freie Untersuchung des Canons“ einen der größten Unglücksfälle, welche die christliche Religion und Theologie seit dritthalb hundert Jahren betroffen, ein Zeichen, daß die Zeit des Abfalls und die Stunde der Prüfung nahe sei. „Der große und unsterbliche, aber etwas sonderbare und neuerungsfüchtige Mann hat zuerst die Meinungen der Alten von den dämonischen Leuten im N. T. angegriffen, die sich doch auf die klarsten Schriftstellen gründen und die dämonischen für kranke, fieberhafte und rasende Leute, die Erzählungen der Evangelisten aber für nichts besser, als Livius seine Wundergeschichten ausgegeben. Vergeblich habe ihm Ernesti widersprochen, seine Partei werde immer stärker. In jener neuen Schrift

*) Geb. 1735, in Göttingen seit 1764, starb 1809. Von diesem Vater der deutschen Publistik, an Talent und Charakter Müllers vollständiges Gegenbild, so wie von seinem Collegen Pütter gibt Mohl im 2. Bd. seiner Encyclopädie ein classisches Bild.

nimmt er an, nur die Bücher der Bibel wären Gotteswort, die zunächst auf die moralische Besserung des Menschen abzielen. Also z. B. die historischen Bücher des A. T. sind nur an wenigen Stellen göttlich und heilig. Im neuen Testament ist Matthäus ungöttlich, Marcus zweideutig, die Briefe Pauli sind mit Zusätzen verdorben, Petrus und Judas ungewiß, die Apokalypse ein Werk des Betrügers. Also lasse man künftig jeden selbst nach eigenem Geschmack entscheiden, was göttlich oder ungöttlich, was Gottes Wort und menschliche Zusätze sind!“ — Diese Ideen weichen so weit von dem ab, was er sonst in jener Zeit ausspricht, daß Geng Heuchelei darin findet. Aber abgesehen davon, daß Müllers jedem Eindruck leicht zugängliches Gemüth heute durch den heftigen Schlözer, morgen durch den sanften Miller bestimmt wurde, bildet diese Abneigung gegen die zersetzende Kritik, nicht aus theologischen, sondern aus ästhetischen Gründen, den Grundzug seines Wesens. In allen Lebensperioden ist der Glaube an die Thatfachen mächtig über ihn; was diese untergräbt, macht ihm Pein. — Damals (Apr. 1771) hielt er noch die Kirchengeschichte für seine Aufgabe, obgleich er die vielen Irrthümer und Unwahrheiten in den Berichten über die Heiligen und Märtyrer bereits durchschaut hatte. Erst Miller*) wies ihn an die Schweizergeschichte; sofort ergriff er diese Idee mit allem Feuer, dessen er fähig war, und seine vornehmste Lebensaufgabe war seitdem fixirt.

Er hatte Göttingen so liebgewonnen, und die religiösen Zustände seines Cantons**) waren ihm so zuwider, daß es ihm eine große Aufopferung kostete, nach Schaffhausen zurückzukehren; doch gab er den Vorstellungen seiner Eltern nach. Am 13. Oct. 1771 langte er wieder in seiner Vaterstadt an, wurde nach Ablieferung einer Exegese 31. Juni 1772 zum Examen vor dem Kirchenrath zugelassen und erhielt nach der Probepredigt die Erlaubniß zu den geistlichen Functionen. Am 9. Juni 1772 ertheilte die Regierung dem zwanzigjährigen Jüngling das Professorat der griechischen Sprache. Gleichzeitig erschien sein erstes historisches Werk: *Bellum Cimbricum*, welches er auf die Anregung Schlözers unternommen und zu seiner Zufriedenheit durchgeführt hatte, im Druck. Es war das Probestück, mit dem er thatsächlich von der Theologie zur Geschichte überging. Er predigte zuweilen, aber die gleich darauf

*) Ihm verdankte er auch, Juni 1771, die Bekanntschaft mit Gleim, aus der bald eine zärtliche Freundschaft wurde.

**) Nach dem Bericht seines Bruders (Vd. 4. S. 69) auch der Einfluß eines Lehrers, der ihm die Schweiz als ein Land der Dienstbarkeit und des Despotismus darstellte, wo unter den Gelehrten die größte Pedanterie herrsche u. s. w. — Offenbar meint er Schlözer, aber er thut ihm Unrecht, wenn dieser sich in seiner Weise auch oft stark ausgedrückt haben mag. 24. Nov. 1771 schreibt Schlözer an M.: „Einem Samojeden würde ich gram, wenn er mir sein schneeigtes Vaterland verachtete; und Ihnen, einem glücklichen Schweizer, sollte ich es verzeihen, daß Sie in zwei Briefen auf Ihr Vaterland lästern?“

ausbrechenden Streitigkeiten über Zinzendorf und die Dogmatik verleiteten ihm noch mehr sein Amt, an dem er ohnehin nie ein erhebliches Interesse genommen hatte.

Im *Bellum Cimbricum*, einer hoffnungsvollen Seminararbeit, geht Müller mit der lateinischen Sprache grade so um als später mit der deutschen. Er kargt auf eine merkwürdige Weise mit der Zahl der Worte, nur die allernothwendigsten Satztheile sind geblieben, die Sätze sind ganz zusammenhanglos nebeneinandergestellt, ungefähr wie man eine Geschichtstabelle sich denkt. Hin und wieder hört man Cäsar und Tacitus heraus, dabei zeigt aber der Stil, so unschön er ist, doch eine gewisse Eigenthümlichkeit. In seinem Bemühen, nur die nackten Thatsachen zu geben, hält er sich am liebsten an charakteristische Anekdoten; allgemeine Reflexionen vermeidet er eher, als daß er sie aussuchte. Die Kritik verräth gewissenhaften Fleiß und eine für einen Jüngling gewiß sehr seltene Sorgfalt in Bezug auf Zeitfolge, Geographie u. dgl., aber die allgemein historische Vorkenntniß ist noch gering. Die Art und Weise, wie er die Thatsachen aus den Quellen herauschält, ist bereits dieselbe, die er später in der Schweizergeschichte anwendet; nur daß diesmal der Stoff weniger ausgiebig war.

Mit leidenschaftlichem Eifer vertiefte er sich sofort in die Forschungen der vaterländischen Geschichte. Immer lagen ganze Haufen von Handschriften, Chroniken, Urkunden u. s. w. über die Schweizergeschichte auf und unter seinem Tisch und in allen Ecken des kleinen Studierzimmers, die ihm auf die freigebigste Weise von allen Orten her, auch aus Klöstern, mitgetheilt wurden. Den Seinigen erzählte er über dem Abendessen, was er Tags über Merkwürdiges gefunden hatte. Mit edler Uneigennützigkeit überließ ihm Haller seine unschätzbare Urkundensammlung, durch die ganze Schweiz ging die gespannte Erwartung des viel versprechenden Werkes. In seiner Bemühung, für das Handbuch der Schweizergeschichte den hinreichenden Stoff zu finden, wandte er sich u. a. an Heinrich Füßli*) und die Bereitwilligkeit, mit der dieser ihn unterstützte, führte zu einer dauernden und für beide Theile fruchtbaren Freundschaft. „Ich möchte,“ schreibt er ihm den 20. Sept. 1771, „mit kritischer Genauigkeit in einen mächtigen Quartband aus unsern Annalen und historischen Nachrichten alles das concentriren was Auswärtigen von der Geschichte der helvetischen Nation erheblich und interessant ist Zugleich möchte ich so viel sagen, als einem ungelehrten, wenigstens unhistorischen Helvetier von den Thaten seiner Väter zu wissen nöthig ist, und es auf solche Weise erzählen, daß der in Manchen fast erstorbene Patriotismus wieder aufgeweckt und unsere Landsleute zu mehrern, der Söhne Tells würdigen Thaten, zu größerer und edlerer Denkungsart begeistert würden.“ — Ueber den ersten

*) In Zürich 1744—1832, Buchhändler, setzte 1806—1821 das Künstlerlexikon seines Vaters fort.

Plan des Buchs und wie derselbe sich unter seinen Händen mehr und mehr erweiterte und vertiefte, enthält dieser Briefwechsel die vollständigsten Notizen. Die Alten waren schon damals seine Muster, doch ist er überzeugt, daß man sie übertreffen könne und spricht sich über einzelne unter ihnen, namentlich Livius und Plutarch, die er später sehr verehrte, ihrer Weiterschweifigkeit wegen geringschätzig aus. Schon damals beginnt er die Geschichte als ein Magazin von Erfahrungen und Observationen über die Menschen und über die Staaten zu betrachten und seine Resultate in kurzen Sätzen zu Papier zu bringen, ungefähr wie es später Jean Paul machte.*) Noch begnügt er sich meistens mit Uebersetzungen. „Die Sprachen rauben mir in diesen Jahren eigenen Denkens zu viel Zeit Sachen taugen doch mehr als Wörter.“ (October 1772.) Ueberhaupt wirkt das Vorbild der Franzosen damals noch sehr lebhaft auf ihn. Auch seine Excerpte will er aufgeben. „Außer der Vaterlandsgeschichte excerpire ich künftig nichts mehr. Die größten Alten, alle Schüler, Maler und Annalisten der Natur thaten es auch nicht; die Pedanten unserer Ahnen erstickten darunter. Es erdrückt die Denkfertigkeit, macht faul, wortklauberisch, stiehlt Zeit als Buchstabe, welcher tödtet. . . . Wie viel erhabener vor der Gelehrsamkeit ist Weisheit des Lebens und des Bürgers! Fühlst du nicht auch täglich mehr die Nichtigkeit des Vielwissens, die Thorheit jeder Speculation, welche über den bon sens sich verirrt?“ — Dester wird er in seinen Plänen irre, wenn die kleinlichen Zänkereien der Schweizer in theologischen wie in politischen Dingen ihn ärgern, z. B. 10. Oct. 1772. „Ist's der Mühe werth, für diese Leute zu arbeiten? Ich sage es dir frei und ohne Zurückhaltung, die Erweiterung meiner Kenntnisse vom Geist meiner Mitbürger, meine eigene Erfahrung, degoutiren mich fast ganz von dem Project, die Geschichte des Vaterlandes zu beschreiben. Wenn ich durch unsägliche Mühe, durch tausend Hindernisse durchdringe, und Wahrheit finde und Wahrheit schreibe, wahrlich, Freund! ich will wetten, mein Buch wird verboten und verbrannt.“ Dann aber ergreift irgend ein rührender Zug, den er in seinen Chroniken findet, seine Seele und erwärmt sie zu neuer Begeisterung. „Ich hoffe, meinem künftigen Fleiß in vaterländischen Geschichten und Rechten soll der vorige gar nicht gleich kommen. Ich will sie nicht als Schriftsteller bloß, sondern als freier Bürger schreiben. Ich möchte nicht nur die Annalen des Vaterlandes schreiben; ich wünschte mir durch Verdienste und Thaten auch einen Platz in denselben.“ Die beiden Freunde machen miteinander aus, die Arbeit zu theilen. Müller will die Geschichte bis 1308

*) Z. B. folgenden Satz würde man leicht J. Paul zuschreiben: „Die Wahrheit ist aus den Erzählungen mancher Chronisten schwerer herauszufinden, als die Insecten aus dem Eßig; denn wir dürfen weder vom Verkleinerungs- noch Vergrößerungsglas Gebrauch machen.“ (1774).

beschreiben, die Fortsetzung soll Füßli vorbehalten bleiben. Zulezt aber überzeugt er sich, daß seine Studien über die Grenzen eines Handbuchs hinausgehn. Er überläßt diese Arbeit ganz an Füßli und macht sich einen andern Plan, „de situ, populis et moribus Helveticorum (deutsch oder französisch, versteht sich) nach Taciti Modell ein Buch zu schreiben, in welches unsere ganze Geschichte, Statistit und Juridit hineinkommt, welches aber nicht mehr Worte als Sachen enthalten und nicht corpulent werden soll. An Füßli spricht er sich auch am aufrichtigsten über seine religiösen Ansichten aus. „Die unseligen symbolischen Bücher! Wer doch diesen unedeln Zwang wegnähme! diesen Despotismus über den menschlichen Geist stürzte, zertrümmerte, ausrottete! . . . Ich verabscheue alles, was mir Fesseln anlegen will. . . Nicht einer Puffbohne sind sie werth, alle diese Auswüchse fruchtbarer Geister, vom unseligen Athanasius an bis auf den abgedankten Senior Göy.“ (24 Jan. 1772)*) — Sehr eifrig nimmt er sich (12. Febr.) Schlözers an, den Lavater und die Seinigen verkezern, weil er Julian und Diocletian lobt. — „Mir ist alles ziemlich natürlich in meiner christlichen Religion . . . Meine Grundsätze stimmen am meisten mit der Theologie überein, die Friedrich des Großen Priester predigen; die gewesen ist, ehe Moses war, und bleiben wird, wenn Athanas' und Augustin zur Ehre des menschlichen Verstandes verwünscht werden. Ein Mann, der den Welterschöpfer verehrt, und edel denkt, ist meiner Liebe würdig, er mag seine Glaubensbrüder sonst in Rom, in Wittenberg, in Zürich oder beim Dalei Lama haben . . . Das allein sind der Gottheit würdige Lehrsätze, die zur moralischen Verbesserung d. h. zur Glückseligkeit der Menschen beitragen. Wenn ein Volk Sätze glaubt, die diesen Grundsätzen zuwiderlaufen, so halt ichs freilich für Schuldigkeit, ihm die Augen zu öffnen; nur muß ich ihm die Augen nicht aus dem Kopf schlagen. Man preise die Sache mit Klugheit an . . . Nichts ist mir abgeschmackter als die Wundertheologie; das Geräusch von der Einsprache, dem Durchbruch, dem unwiderstehlichen Zug; die Gefahr eigener Untersuchung und Tugendübung.“ (27. Febr.) Er fürchtet, mit diesen Grundsätzen bei seinem Freund anzustoßen: „Aber das kann ich Ihnen sagen, daß ich meine Begriffe vom Geist der ganz moralischen christlichen Religion, meinen Haß aller scholastischen Thorheiten, die man seit Athanasius Zeiten in die christliche Theologie hineingeschustert hat, daß ich das alles weder Ihnen noch einem Menschen zu gefallen jemals abschwören werde. Ich will lieber ein Kezer sein als nachbeten.“ (18. März.) — „Jene populäre Weisheit, welche den Chinesen Confutse, Brama den Indern, Zoroaster den Persern,

*) Aus demselben Brief: „Wielands Musarion gefällt mir besser, als die meisten seiner frühern Schriften. Alle jene affectirte Tugend, alles jenes affectirte Feuer, jenen nachgeahmten Enthusiasmus kann ich nicht ausstehen.“

Jesus den Christen, den Griechen Sokrates predigte, die jeder nach Lage, Temperament, Umständen und Kopf, alle aber zuletzt auf einen gewissen Plan hin modificiren.“ (28. April 1773). Er nimmt selbst für Helvetius gegen Mendelsohn Partei, und die neuen Apostel des Christenthums sind ihm ein Greuel, so namentlich sein Landsmann Lavater. Als dieser Oct. 1772 nach Schaffhausen kam, schreibt Müller an Füßli: „Die Mütterchens unter Hauben und Perücken haben Gott gedankt, weil sie ihren Heiland gesehn. Doch bald glaube ich, daß bei uns die Aufklärung durch den Fanatismus kommen muß; denn es ist nichts Seltnes in unserer besten Welt voll Mängel, daß Gutes aus Bösem wird. Die Providenz hat halb ihr Spiel mit dem sich wichtig dünkenden Menschenthierchen auf dem Sandkorn Erde. Ja bisweilen will es mir scheinen, durch Negociationen mit der Ignoranz und dem Aberglauben kann man leicht so große Revolutionen zu Stande bringen als durch Luthers und Voltaires offenbare Gewalt.“*) — Lavater, in vieler Rücksicht ein Schwärmer, in andern noch Schlimmeres, gehörte doch zugleich zu den feinsten Menschenkennern jener Zeit; was es auch mit seiner Theorie der Physiognomik für eine Bewandniß haben mag, in der Praxis war er groß, und er hat M. auf den ersten Blick ebenso richtig beurtheilt, wie Stollberg. „Müller“, schreibt er 1773 an Spalding, „ist ein zwanzigjähriges Monstrum Eruditionis. Er hat das beste Herz, ist aber im Schreiben noch absprechend und dreist. Genie zur Historie hat er viel. Er steht bei vielen Gelehrten in großer Achtung. Sein Stil ist sehr witzig und bis zur Affectation lebhaft. Aber er hat das Gute, daß er sich gern belehren läßt und sich leicht schämen kann. Er ist äußerst fein organisirt, hat ein helles, leuchtendes Paar Augen; sonst sieht er sehr jungfräulich aus. Ich glaube, man kann aus ihm machen, was man will. Sein Gedächtniß scheint beinahe übermenschlich zu sein.“ —

Schon in der Mitte 1771 hatte ihn Schlözer zu Recensionen in die deutsche Bibliothek aufgefordert, und einige derselben erschienen zu Anfang des folgenden Jahres, über Lessings Berengarius, Semlers Tertullian und Füßlins Kirchengeschichte. Sie sind entschieden legerisch, und ebenso merklich ist die Neigung, auch in den Schriften berühmter Männer die Schwächen nachzuweisen, während Müller später selbst über Mittelmäßiges zu anerkennend urtheilte.**)

Sein eigener Bruder bemerkt in den Briefen und Schriften aus dieser Periode den Einfluß der französischen Literatur, nament-

*) Am 15. März 1774 schreibt er an F.: „Vor ein paar Tagen kam an mich ein Exemplar von Lavaters vermischten Schriften, ohne Brief; nur das Motto war unterstrichen. Ich weiß gar nicht, was diese Armseligkeiten zu bedeuten haben; oder soll ich einst in der Geschichte einige Schriften Lavaters als Phänomene des Unsinns in Helvetien aufführen?“

**) Auch für den Merkur warb ihn Wieland April 1773 in einem sehr schmeichelhaften Schreiben.

lich des Helvetius, viel Lebhaftigkeit, einen oft leichtsinnigen Wis, absprechende, bisweilen sehr unreife Urtheile über Dinge, über welche er später ganz anders dachte, eine gewisse Geringschätzung der deutschen Literatur, welche ihm schwerfällig und pedantisch vorkam, dabei aber viel Gutmütigkeit und mitunter ein sehr gesundes Urtheil. In den ziemlich zahlreichen Briefen aus jener Zeit an Nicolai erscheint er mitunter als junger Renommist, ganz im Geschmack jener Periode. „Wir sollten endlich einmal auf Originalität der Gedanken und des Ausdrucks dringen. Man sollte es in den Plan der Bibliothek verweben, die Originalgenies, sollten sie auch entseßlich irren oder anfänglich mit vielen Fehlern schreiben, zu unterstützen und zu ermuntern. In diesem Stück und überhaupt im Enthusiasmus für die Freiheit bin ich ganz Britte. Das ist, was mir den Aufenthalt in Helvetien ganz unaussteßlich macht; hier scheint mir die Freiheit auszusterben. Ich verfluche alle Fesseln meines Geistes, alle demüthige Mittelmäßigkeit, alle orthodoxe Denksflaverei ist mir ein Greuel.“ Ueberhaupt schonte er in seinen Briefen auch die Männer nicht, die er damals sehr verehrte, z. B. Schlözer, den er 16. August 1772 wegen seines buntscheckigen Stils sehr scharf zurechtwies. Am 25. August 1772 schickte er an Nicolai eine Recension über ein gegen Semler gerichtetes Buch, welche nach seiner Ansicht Epoche machen sollte; aber sie war den berliner Aufklärern zu stark; weniger dem Inhalt als den Ausdrücken nach, die in ihrer burlesken Weise wol an die modernste Kritik erinnern haben mögen. Auch waren Nikolai wie Mendelssohn über die Anpreisung des Helvetius erschrocken. Müller nahm davon Gelegenheit, an die aufgeklärten Geistlichen Berlins, welche seine Recension gemißbilligt, namentlich an Spalding zu schreiben, und ihnen sein Glaubensbekenntniß auseinanderzusetzen. Es war ihm um so wichtiger, dort im guten Ansehen zu bleiben, da er sich bereits damals um eine Stelle in Berlin bewarb. Freilich kostete ihn der Entschluß schwere Kämpfe. Er schrieb den 20. Dec. 1772 in sein Tagebuch: „Du kannst frei sein o Mensch, warum willst du Königen dienen?“ und am Füzli 1 Jan. 1773: „ich habe jeden Gedanken, Schaffhausen zu verlassen, abgeschworen, schwöre ihn an deinem Busen noch einmal ab, und schwöre dem Vaterland zu dienen, sollte es mich auch tödten.“ Indes gingen die Unterhandlungen fort und es war eine Zeit lang Aussicht, daß sie sich erfüllten. Der Minister Zedlig, durch den cimbrischen Krieg und durch Merians Empfehlung auf ihn aufmerksam gemacht, ließ ihm durch Nicolai die Rectorstelle des joachimsthales Gymnasiums mit 800 Thlr. Gehalt und Aussicht auf eine baldige Erhöhung anbieten. Ehe dieser Brief ankam, hatte Müller bereits in seiner Ungebuld 22. Nov. 1773 ein grobes Schreiben an Nicolai gerichtet: „Ich preise den, der die Welt regiert, daß er mich nie nach Berlin geführt hat. Ich werde in einer Stadt leben, die ebenso auf-

geklärt ist, wo kein König herrscht, wo ich aus- und eingehen darf ohne Zwang, keine Auflagen zahle, und mich nicht unter eines Einzigen Wort schmiege. Wenn die Schweiz zu Grunde geht, so gehe ich nach England. Ich glaube aber unsere Gefahr nicht so nahe, Polen hat alle mittelmäßigen Staaten aufgeschreckt Ich begreife sehr wohl, daß Ihnen der Aufenthalt angenehm sein mag; mir, der ich es nicht gewohnt bin, könnte er unerträglich werden.“ — Nach erfolgter Aufklärung nahm er diese Aeußerungen zurück, aber die Sache zerschlag sich. Es ist auch kaum anzunehmen, daß die Pädagogik ihn damals würde gefesselt haben. Doch schrieb er an Nicolai aus Genf, 9. Juli 1774: „Ich sehe meine Stelle als einen bloßen Aufschub an und hoffe, nicht ohne Grund, in dieser Zeit mich geschickter zu machen, die gelehrten und politischen Verfassungen des preussischen Reichs einst mit philosophischem Auge zu beobachten, und würdiger zu werden, täglich und persönlich mit einem so schätzenswerthen würdigen Freunde, wie Sie, umzugehen. Erhalten Sie mein Andenken bei den würdigen Männern zu Berlin.“

Im Frühling 1773 besuchte er mit einigen schaffhauser Freunden die helvetische Gesellschaft zu Schinznach; dort lernte er, 9. Mai, Victor von Bonstetten kennen, „damals einen um sieben Jahr ältern Jüngling, der mit einer sehr lebhaften Einbildungskraft und einem unersättlichen Durst nach Wissenschaft eine ausgesuchte Blüte der schönsten Kenntnisse und mit allen Vortheilen der äußerlichen Bildung ein edles, gefühlvolles Herz und eine außerordentliche Grazie der Sitten vereinigte. Da entstand gleich dem Blitz, der eine schnell durchfahrende, alles umfassende Flamme urplötzlich entzündet, jene Freundschaft, deren Urkunden Friderika Brun, die dänische Muse, derselben Empfindung würdig, vor die Augen des Publicums gebracht hat.*) eine Freundschaft von der strengsten, reinsten Tugend, in allem andern denjenigen gleich, die im Alterthum die besten und größten Dinge hervorgebracht haben; eine Verbindung, die, nachdem sie über zwölf Jahre beiden das wahre Kleinod, der Geist ihres Lebens gewesen, als lange und große Entfernung in weitverschiedenen Laufbahnen auch die moralische Berührung seltener machte, die fröhlichste Erinnerung des tadelnfreiesten, fruchtbarsten und edelsten Verhältnisses zurückließ.“ (Worte der Selbstbiographie.) Der Briefwechsel wurde, wenigstens von Müllers Seite, so eifrig getrieben, daß er zuweilen, selbst in einer Periode, wo er einen Folianten nach dem andern excerpirte und daneben

*) „Briefe eines jungen Gelehrten an seinen Freund, 1802“, anfangs ohne Müllers Wissen publicirt, der sich indeß dann den Beifall, den sie im Publicum fanden, wohl gefallen ließ. Die Sammlung umfaßte nur die Jahre 1773—1779. Die Freundschaft gab ihm Ersatz für die Liebe, die er nie gesucht; was die Lasterer daraus herleiten, mag der Liebhaber des Scandals bei Woltmann nachlesen.

noch durch vielfältigen Verkehr gestört wurde, dreimal die Woche schrieb; er enthält, was man in jener Zeit begreiflich finden wird, Spuren unerträglicher Sentimentalität*): aber die Hauptsache, und das macht die „Briefe eines jungen Gelehrten“ so interessant, ist der heftige Drang, sich über jeden Fortschritt seines Wissens mitzutheilen und den Freund zur Ausdauer auf dem Pfad des Ruhms anzustacheln. Es ist nicht bloß der leidenschaftliche Drang des Ruhms, der ihn beseelt, er will sich wirklich durch Tugend seiner griechischen und römischen Muster, die ähnliche Freundschaftsverhältnisse cultivirt, würdig machen, und bei dem rührenden Ernst, mit dem er seine Bildung betreibt, nimmt man gern einige Declamationen und Reminiscenzen mit in den Kauf.

9. Septembr. bis 15. Nov. 1773**) besuchte er Bonstetten auf seinem Landgut Valeires, wo er einige glückliche Wochen verlebte; von dort gingen sie gemeinschaftlich nach Neuchâtel, Genf u. a. D. — Erst damals begann M. ernsthaft Französisch zu lernen. Bonstetten, der von da aus Italien besuchte, bemühte sich, zu Bern oder Genf einen Platz für ihn zu finden, wo er sich im Umgang mit der großen Welt und frei von Amtsgeschäften, die ihm selten angenehm waren, zu seinem Beruf besser ausbilden könne. Es fand sich bald eine Hauslehrerstelle bei dem Generalprocurator Tronchin zu Genf. Die geringe Gelegenheit, die er in Schaffhausen hatte, sich Erfahrungen vom Geschäftsgang der höhern Politik zu sammeln, mancherlei kleinliche Neckereien, die Furcht, ein geistliches Amt annehmen zu müssen, das ihm die Fortsetzung seiner Lieblingsstudien fast ganz unmöglich machen würde, endlich Bonstettens Vorstellungen machten ihm eine Entfernung von Schaffhausen für mehre Jahre erwünscht. „Du weißt, schreibt er an Füssli 9. Dec. 1773, ob ich die Wissenschaften meine Hauptpassion sein lasse. Der gute Ton aber und eine Menge Details, deren Abgang man leichter fühlt als ersetzt; viele Weltkenntnisse — du weißt so gut als ich, was alles sich nicht in der Studirstube lernen läßt — die alle mangeln mir. Ich bin also entschlossen, nach dem Beispiel der großen Weisen aller Zeiten, und nach dem Beispiel meines Lieblingsautors Montesquieu, ehe ich für die Menschen schreibe, sie zu sehen.“ Am 14. Jan. 1774 legte er seine Professur nieder; die Regierung, zum Beweis ihres Wohlwollens, behielt ihm die Stelle auf unbestimmte Zeit vor. Am 12. Febr. reiste er von Schaffhausen ab, besuchte Füssli in Zürich, Haller in Bern, „den gelehrtesten unter den Europäern“, und

*) Z. B. 2 Nov. 1774: „Ich will nichts werden in gleichem Augenblick wie Sie, wenn der Hauch der Gottheit verfluegt: ich will das Universum unter tausend Metamorphosen an Ihrer Seite durchwandeln, wenn sich diese unsere Seelen gleich Schmetterlingen entwickeln z.“ 1 Febr. 1779: „Adieu, du kleiner Herzensteufel: mein Tyrann und Räuber meiner Stunden und meines Herzens.“

**) Ueber die Chronologie die genauesten Bestimmungen im Brief an Bonstetten, 10. Nov. 1800. Grenzboten II. 1858. 8

kam nach mancherlei Aufenthalt 7. März 1774 in Genf an. Die persönlichen Verhältnisse, in welche er eintrat, gestalteten sich äußerst günstig. In der Familie Tronchin wurde er liebevoll behandelt. Den bedeutendsten Eindruck machte auf ihn der ältere Bruder seines Principals, ein 70jähriger Greis, in dem er einen zweiten Perikles zu sehn glaubte. Die Familie gehörte zu den angesehensten des Cantons, und der junge Gelehrte wurde in die Blüte der Gesellschaft eingeführt, auch bei Voltaire, den er zuerst im Oct. 1774, dann öfters besuchte. Es war damals in Genf auch literarisch ein äußerst reges Leben. Eine große Zahl Engländer und Franzosen hielt sich dort auf, die ihm die Aussicht in die große Politik Europas eröffneten; am fruchtbarsten wurde für ihn die Verbindung mit Bonnet, dem geistvollen Psychologen, und mit dem jungen Amerikaner Kinloch. Trotz vielfacher gesellschaftlicher Zerstreuungen fand er Gelegenheit, seine Studien fortzusetzen, namentlich seit die Familie Ende Mai auf das Landgut Bessinge gezogen war. Doch wurden die Verhältnisse zu seinen Schülern allmählig unbequem und er entschloß sich im April 1775 mit der Beistimmung seines Principals, der ihm seine Freundschaft erhielt, seine Stelle aufzugeben und mit seinem Freunde Kinloch das Landgut Chambesiß zu beziehen. Es folgt eine Reihe höchst genußreicher Jahre, die aber an einem erheblichen Uebelstand litten: Müller lebte auf Kosten seiner Freunde, und so zart diese das Verhältniß einzurichten verstanden, es ist doch immer eines Mannes nicht würdig. Es traten denn auch immer Augenblicke des Mißmuths ein,*) wo er unruhig nach allen Seiten um sich blickte, ob sich ihm nicht irgend eine Aussicht darböte. Von Chambesiß aus machte er theils mit Bonstetten, theils mit Kinloch zahlreiche Reisen, in denen er so ziemlich die ganze Schweiz durchstreifte, immer besorgt, für sein großes Werk Localfarbe und einzelne Notizen zu gewinnen. Der Ausbruch der amerikanischen Revolution rief seinen Freund im Juni 1776 nach seinem Vaterland zurück, seitdem lebte Müller in Genthod bei Bonnet, bis zum April 1777. Die Sommermonate brachte er mit Bonstetten bald am Jura, bald in den Alpen zu, in unerforschten Landschaften und unbekanntem Thälern höchst lehrreich für die Grundzüge des Schweizervolks. Es wurden ihm damals Anerbietungen zu einer Reise nach England gemacht, die er indessen zurückwies. Endlich gegen den Herbst 1777 hin setzte er sich auf dem Landgut des ältern Tronchin fest und das Verhältniß wurde fast noch zärtlicher als das zu Bonstetten. Dies waren seine äußerlichen Verhältnisse bis zum 12. Febr. 1779, an welchem Tage sein Vater starb.

In dieser Periode entwickelt sich der leitende Gedanke seiner Politik, die

*) Am bittersten spricht sich dies Gefühl der Abhängigkeit in den Briefen an Bonstetten, Jan. und Nov. 1778, aus; auch wird man daraus am vollständigsten über die Unklarheit dieser Verhältnisse unterrichtet.

Abneigung gegen die unbeschränkte Gewalt, der man nur durch das Gleichgewicht der Staaten entflieht, durch die Möglichkeit, den Herrn zu wechseln. Es ist begreiflich, daß der Geschichtschreiber der Schweiz die Gefahr der Weltmonarchie hauptsächlich in Oestreich sieht. In einem Brief an Schlözer, August 1774, sieht er „die Armeen und Reichthümer von Habsburg den Grund einer gewaltigen Monarchie legen, überhaupt uns Barbaren des Nordens, nachdem die große Erbschaft Roms unter großem Gezänk endlich ausgetheilt ist, an der Gründung neuer Weltmonarchien arbeiten, und den Despotismus, so viel des Landes Natur erlaubt, durch die Reunion der Gewalt im Norden des Hemisphärium aufkeimen, die Freiheit am Ende ihrer großen im Osten angefangenen Laufbahn an der äußersten europäischen Grenze, in England, durch das Nationalverderben gärgert,*) auf den Flug nach andern Küsten begriffen. Europa aber sinkt zurück in die Nacht der Tyrannei. Es ist eine Classe leidiger Tröster aus der Schule Rousseaus und einiger Encyclopädisten, welche von dem Naturrecht, einem Contract social, einer allgemeinen Gleichheit und den Vorzügen der Demokratie schreiben, wie Descartes von seinen Wirbeln, Grundsätze setzen, Folgen daraus ziehen, das große Schauspiel der Universalhistorie aber nur aus Bossuet und Iselin kennen. Ihre Chimären untergraben die Throne, denn sie entfremden den Verfassungen die Herzen der Unterthanen, sie machen auch letztere unglücklich durch unvorsichtige Empfehlungen gewisser, zur Zeit unmöglicher Systeme und Grundsätze. Ich sehe unsere Zeit schwanger an großen Veränderungen, und unser Jahrhundert das Glück oder Verderben vieler folgenden bereiten.“ „Ich will Betrachtungen anstellen über die Grundsätze dieser sämtlichen Legislationen und Monarchien, die Ursachen ihrer Größe, die Principien ihrer Zerstörung, und wenn ich 20—30 Jahre *Considérations sur les causes de la grandeur et de la décadence de tous les peuples de l'Univers* studirt habe, will ich hingehn auf den Montblanc, alle diese Ausichten in einen Augpunkt sammeln, welcher die Ontologie der Politik werden soll, diesen großen Zerstörern der nordischen Verfassungen meine Beobachtungen über das bestmögliche Wohl ihrer Staaten mittheilen, aber den Archonten, Consuln, Bürgermeistern, Schultheißen, Landamman und Räthen der freien Republikanischen Canada, der Eskimos und Patagonen in einem Buch die Erfahrungen unserer Hemisphäre, die Frucht unsers Unglücks und unsrer jugendlichen Unerfahrenheit mittheilen. Auf solche Beobachtungen soll die Politik sich gründen, so wahr sich Newtons Optik auf Experimente gründen mußte.“

„Seit wir Barbaren aus Norden den Thron der Cäsaren zerstört haben, war Europa noch nie so nahe an der Reunion aller Gewalt in einigen Despoten. Holland, die kleinen Staaten in Deutschland, Schweiz, Venedig, subsistiren in

*) Die Staatsschuld schien ihm die Quelle des Untergangs.

Furcht und aus Gnaden. Der Thron von Polen in seiner Erniedrigung zertrümmert, u. s. w. . . . Das Geschlecht Habsburg an der Spitze der deutschen Völker und auf dem Thron der Tschechen und Hunnen, mächtig von der Weichsel bis unweit der Tiber, gründet durch Armeen und Schätze, wie vormals durch Negociationen und Heirathen, ein neue Monarchie; wenn durch seine Waffen und Politik auf Absterben der großen fürstlichen Häuser in Deutschland dies weite Reich dem Kaiser unterworfen werden wird, so kann Wien Rom werden und der Adler sein Reich über den Ruinen der alten europäischen Verfassung aufbauen.“ (An seinen Vater, 22. Aug. 1774).

Am 1. Dec. 1774 schreibt er an Bonstetten: „Die Encyclopädie sehe ich als eine Quelle des Umsturzes der französischen Monarchie an. Alle innerlichen Unruhen, welche Ligen gegen das gemeine Beste veranlassen, kommen von Leuten her, welche die Regierung und Politik zu kennen glauben, aber nur von ferne ein Ganzes ohne die Lunette eigner Erfahrung in Details gesehen haben; so daß ein Minister, welcher nicht neben den großen Angelegenheiten der Republik auch die Handwerke alle kann kennen lernen, eine Encyclopädie wol anwendet, der gemeine Maulmacher aber sich durch solche Lectüre zur Staatsreformation berufen glaubt; es ist daher wichtig, daß der Staatsmann den Fortgang superficialer und bloß allgemeiner Kenntnisse einschränke. . . . Diese superficialen Kenntnisse erzeugen bei der Nation, welche sie am universellsten besitzt, die Schar nichtsfagender Declamatoren und das Ding, so sie Chaleur nennen. Und weil sich solches auch unter den tugendhaften Berner Jungen einfindet, so wünsche ich, daß Sie vor Ihrer Empfindlichkeit, vor Ihrer Imagination, vor Ihrer Ueberzeugung selbst auf der Hut sein, und sich nicht durch die Lava beredten Wortgepräuges, so die Herzen erwärmen, nicht aber befruchten mag, hinreißen lassen; ich wünsche zweitens, daß Sie vor diesem Ding im Nothfall auch mich warnen, und drittens, daß wir alle beide uns vor dem entgegengesetzten Fehler hüten, in welchen viele andere fallen, und den ich Enthusiasmus für Kaltblütigkeit und steife Gravität nenne.“ (20. Dec.) „Was Sie mir von den Vorzügen eines Staats, wo alles gleich sej, schreiben, ist eine fanatische Chimäre, welche Ihnen Rousseau beigebracht hat. Ein solcher Staat hat nie existirt. Nirgend ist die Ungleichheit größer und choquanter als in den Popularständen. Nie hat eine Demokratie länger als fünf Minuten subsistirt. — Cure Metaphysik ist mir unerträglich. Lassen Sie sich doch bereden, in unsrer sublunaren Welt zu bleiben, und reden und schreiben und handeln zu lernen, wie es Cicero und Machiavell lehren.“ — Für einen Jüngling von 22 Jahren waren das doch beachtenswerthe Ideen!

In der genfer Atmosphäre athmete er auf von der eintönigen Pfaffenherrschaft, über die er sich in seinem Canton so häufig zu beklagen hatte. Er sprach nur Französisch und fühlte sich schon dadurch den Gebildeten näher gerückt.

Er verkehrte als Ebenbürtiger in einem auserwählten Kreise nicht bloß von Denkern und Gelehrten, sondern was ihm doch imponirte, von Edelleuten und Weltmännern. Obgleich er seine Studien fortsetzte, sprach er sich doch geringschätzig über die pedantische Gelehrsamkeit aus. Er wundert sich, warum Bonstetten Griechisch lernen will, da doch eine Uebersetzung ausreiche. In sich selbst sucht er den werdenden Staatsmann, und demnach faßt er auch die Geschichte anders auf als früher. „Anfangs war die Geschichte nichts als die Vorrathskammer aller Erfahrungen zum Unterricht in Führung der Geschäfte, seit sie aber in Universalhistorie ausgeartet, und seit wir uns in die allgemeinen Ideen verliebt haben, hat sie ihren wahren Nutzen verloren. Ich halte also obige Art Studium Ihnen und mir in allem Ernst für nöthiger und nützlicher als die generalisirenden Wissenschaften, Metaphysik, Universalhistorie, Universalpolitik u. dgl.“ Je regarde donc l'histoire du même point de vue que Macchiavel, comme un magasin d'expériences qui servent de base à la politique. Je me soucie peu des tems antérieurs au 16 siècle; ces intérêts ne subsistent plus et la découverte du nouveau monde a entièrement changé la face de l'ancien. Je ne lis rien sur l'histoire des Grecs ni des Romains, je remets à un autre temps, quand je connaîtraî assez l'état actuel des choses, la recherche de ce qu'était l'état et la politique de ces anciens empires, comment ils se sont élevés à une telle grandeur et par quelles fautes politiques ils se sont attirés leurs disgraces. Seine Studien umfassen jetzt alle Zweige der Staatswissenschaft. Er kümmert sich eifrig um militärische und finanzielle Angelegenheiten; er studirt den Adam Smith. Seine Lieblingschriftsteller sind Weltmänner, die mit einer gewissen Paradoxie sich den Declamationen der Moralisten widersetzen. So Helvetius*), Montesquieu, Montaigne, vor allem Macchiavell, den man ihn sonst hassen gelehrt, den er aber jetzt als einen wahrhaft antiken Charakter bewundert. Am stärksten steigen ihm die Briefe Lord Chestersfields zu Kopf und er beschwört seinen Freund, ihm Gelegenheit zu geben, ein Staatsmann zu werden. Eben macht sich Graf Firmian in Mailand durch aufgeklärte Anordnungen bekannt, er scheint Müller der passendste Anknüpfungspunkt für seine staatsmännische Laufbahn, und der leidenschaftlichste Feind Oestreichs findet keinen Anstand, sich als östreichischen Staatsmann zu denken.**)

*) „Es ist mit dem Helvetius wie mit dem Macchiavell. Thoren macht jener noch närrischer, Esel und Schelmen bringt dieser an den Galgen. Was ich weiß, ist, daß ich mich selbst im Helvetius auf allen Seiten gefunden habe.“ (An Bonstetten, 2. Febr. 1777.)

**) Daraus erklären sich einzelne Stellen in seinen Notizen, wo er 1776 Oestreich ganz ungescheut die Arrondirungspolitik empfiehlt, und in seinen Briefen, namentlich an Bonstetten 28. Apr. 1778, wo er sich ganz im Gegensatz gegen seine sonstigen Ansichten begeistert über Oestreich und fast hämisch über Preußen ausspricht. Man sieht seine schnelle innre Umstimmung, denn einen äußern Zweck, jene Briefe zu schreiben, konnte er nicht haben.

meiner Person und auf die Präsentation derselben durch Freunde an Solange ich nicht im Kreis politischer Geschäfte bin, bin ich nicht an meiner Stelle und brillire in keiner Periode meines thätigen Lebens.“ Das ist in den ersten Monaten des Jahres 1775 geschrieben. „Wenn Chesterfield mir die Eigenschaften des Politikers herzählt, finde ich die Kenntnisse, so er begehrt, entweder in meinem Kopf oder leicht hineinzubringen. Mein Charakter gewinnt viel, seit ich meine Seele mehr, und mein großes Buch weniger zu bereichern trachte. Wenn ich einen großen Zweck mit einiger Wahrscheinlichkeit zu erlangen hoffen kann, erhöht sich meine Seele, und wird aller Efforts fähig. Freund! keine Arbeit ist mir zu schwer, keine Wissenschaft zu weitläufig, wenn sie zu einem Plan führt. Also mögen Chesterfield, Firmian und Sie unbarmherzige Forderungen an mich machen. Mein Ehrgeiz kennt nur sehr entfernte Grenzen, er schafft nach und nach meine Seele um, ich werde ein neuer Mensch voll Verachtung unnützer Literatur, voll Enthusiasmus für die großen Wissenschaften, voll Kenntniß der Völker, der Menschen und der Maximen des Lebens und der Regierung. Und ich bin nicht glücklich bei dem allem; ich fühle meine Armuth an Grazien, den großen Verlust sechs bis acht schöner Jahre, und die Schwere der Ketten, welche mich in der Mittelmäßigkeit zurückhalten; was ich sein möchte und sollte und schwerlich werden werde.“ Er denkt eifrig darüber nach, auf welchem Wege er sich am schnellsten die Gnade und das Vertrauen großer Regenten erwerben könne; die Grazie macht ihm am meisten zu thun. „Ich will die Friedensschlüsse und die heutige Macht, Handlung und Statistik, besonders der großen Staaten, studiren, in den Memoires und Briefen der geschicktesten Negociatoren und Staatsmänner den Geist derselben suchen kennen zu lernen, durch selbige und die Geschichte der Revolutionen mich mit dem Gang der Geschäfte familiarisiren, bei Cicero und Quinctilian die Regeln, bei Demosthen, Rousseau und Pascal den Nachdruck, bei den schönen Geistern die Feinheit, bei Bonnet, Euler, Buffon und Maupertuis die Bilder, bei Shakespear und Montaigne die Naivetät der Sprache erforschen; dann mich selbst übermeistern, ehe ichs an andern versuche, wenig oder nie von meinen Planen sprechen, in der Gesellschaft nicht sowol mein Herz als meinen Observationsgeist handeln lassen, und mich bemühen, durch allerlei Aufmerksamkeiten zu gefallen; ich will mich hüten, zerstreut zu sein oder die Rede auf Literatur zu lenken. Es soll mir nichts unüberwindlich sein; so sieghaft herrscht die Ehrbegierde in mir, daß sie selbst das Feuer der Passionen nur alsdann entzünden wird, wenn sie mich zu einem Effort erhitzen sollen. . . Das Geheimniß des großen Mannes ist, mit Verstand nicht zu selbigen, aber zu den Passionen zu sprechen. . . Ich will mich mit Gewalt auf gewisse Art nothwendig machen, und Genie soll durchaus meine andern Mängel suppliren.“

Um nun die Pedanterie der bloßen Gelehrsamkeit von sich abzustreifen, stellte er für eine Zeit lang seine Excerpte der Thatsachen ein. „Warum führen die Philosophen das gemeine Wesen übel? Warum ist das Genie seltener als im Alterthum? Weil Homer und Shakespeare nicht Adversaria stoppelten, um unsterblich zu werden, weil ihr Genie nicht unter Folianten erstickte. Ich will observiren, und die Bemerkungen tiefer in die Seele, seltener aufs Papier schreiben. Die Weisheit, der Werth des freien Mannes von Genie soll in ihm selbst sein, und die Tyrannen, welche Europa fesseln und fesseln wollen, sind nicht strengere Unterdrücker, als unsere eigenen Vorurtheile und beschwerlichen Gewohnheiten.“ Dagegen zeichnete er seit dem Mai 1774 nach dem Vorbild des Machiavell (in den Anmerkungen zum Livius) alle politischen und moralischen Maximen, die ihm bei seiner Lectüre einfielen, in einem großen Folioband auf. In wenigen Monaten hatte er es bis zu 1800 gebracht. Diese Notizen, die er bis 1776 fortsetzte, sind noch vorhanden und wenn er sie auch zum großen Theil in seine allgemeine Geschichte aufgenommen hat, so haben sie doch insofern Interesse, als sie die Stimmung jener Periode verständlichen.

„Ein alter Philosoph stach sich die Augen aus, damit er in seinen Speculationen nicht gestört würde. So wollen idealische Politiker der Menschen und gemeiner Wesen wahre Gestalt nicht sehen, damit ihre Träume ihnen selbst nicht unstatthaft erscheinen.“ — „Ein System der Politik ist ein schönes Schauspiel. Aber ehe man vom Berg herunter unter einen Blick alles vereinigt, muß die Ebene im Detail gesehen werden, sonst verwirren sich die Objecte, und das Gemälde befriedigt nicht.“ — „Es muß in keiner Geschichte erwogen werden, was in allgemeinen Ausdrücken bei uns von der Unternehmung geurtheilt werde; sondern die Veranlassung nebst dem Ausgang müssen unser Urtheil bestimmen. Bestes Mittel zur Verbannung aller allgemeinen Urtheile. Hüte dich besonders vor Universalbüchern, Universalideen und Decisionen!“ — *) „Das Präliminarcapitel jeder wahren Politik ist die Beschreibung des Charakters der Nation; jedes Land trägt eine eigene Gattung Geschöpfe, und auch Fremde naturalisiren nach demselben. — Ohne die physische und moralische Naturgeschichte der Völker wird der Gesetzgeber im Geist und Detail immer irren.“ — „In der Moral sollte von Menschenliebe und andern Tugenden im Allgemeinen keine Rede sein, sondern von dem Detail der Pflichten jedes Bürgers in seiner besondern Lage. Allgemeine Moralien

*) In einer Recension 1773 bittet M. sämtliche Geschichtschreiber: „Charaktere ihrerelden entweder gar nicht zu schildern: wir wollen sie lieber aus historischer Erzählung ihrer Thatsachen herauslesen; oder wenigstens, statt ein langes Verzeichniß ihrer Tugenden und Laster aus dem nächsten besten Compendium der Moral zu verfertigen, lieber bewährte Anekdoten von ihrem Charakter, welche an andern Stellen ihrer Geschichte keinen Platz finden, mit Anführung der Quellen in den letzten Paragraphen ihrer Biographie zusammen werfen.“

nützen Particularen nichts und sind meistens nur Uebungsplätze der Declamation. Eine brauchbare Moral fängt an mit Physiologie, fährt fort mit Psychologie (nicht mit jener transcendentalen über den Ursprung der Begriffe u. dgl., sondern mit Beobachtungen über unsere Kräfte und Gemüthsbewegungen) stellt hierauf die Lage vor, worin wir sind, nämlich den Bau der Gesellschaft überhaupt und unser Verhältniß zu unserm besondern Vaterland, und läßt aus dem allen von selbst fließen, was wir uns und andern schuldig sind.“

„Cromwell sprach: man wird nur groß, wenn man nicht weiß, wie es kommt. Rom wurde groß, weil die Republik kein System, oder in Grundsätzen wenigstens solche Behutsamkeit hatte, daß dieselben alles Steife eines befolgten Systems verloren, und sich von den Conjecturen lenken ließen. Rom wurde also groß, weil seine Stifter, Gesetzgeber und Helden gerade alles das, was viele schmeichlerische Geschichtschreiber ihnen beimessen, nicht dachten. Also wird wol das beste Staatssystem in klugen Anstalten nach vorkommenden Umständen, in decenter Unterwerfung unter die Allgewalt derselben und in der Standhaftigkeit in ihrer Ausführung bestehn.“

„Es ist zur Erhaltung der Würde des Staats die politische Divination nöthig, damit man früh gutwillig thue, wozu die Folge nöthigen würde, und damit man Abänderungen der Handlungsweise durch lange Zubereitung unmerklich mache. Das Wichtigste im Staatssystem ist das Entscheidende in Entschlüssen . . . daher einer der landverderblichen Grundsätze in der Schweiz der Grundsatz der goldenen Mittelstraße ist.“

„Wenn Republiken fortdauern sollen, müssen sie klein sein; Monarchien so groß, daß der Fürst zur Erhaltung seines Hofstaats nicht die Unterthanen aussaugen müsse, und nicht zu groß für sein Auge.“

„Je mehr Grausamkeit bei einer Revolution erfordert wird, desto schwächer ist der Staat, weil dieses beweist, daß die Menge gegen sie interessirt sei, und die Menge gewinnt immer . . . Außerordentliche Curen müssen die fressenden Staatskrankheiten eines verdorbenen Volks heilen . . . Nach und nach wird ein verdorbener Staat schwer verbessert, denn selten ist der Weise, und das verdorbene Geschlecht wird ihn nicht hören. Auf einmal kann die Cur allein durch eine gewaltsame Operation vorgenommen werden, und muß sich einer zum Fürsten machen, durch Unterdrückung der alten Freiheit sich zur Alleinherrschaft den Weg bahnen, und hierauf dieselbe zur Reformation des Vaterlandes anwenden. So urtheilt auch Macchiavelli. Cäsar muß nach diesem Vorsatz beurtheilt werden. Die Geschichtschreiber von mittelmäßigen Einsichten erschrecken vor allem, was außer der gewöhnlichen Kaste ist, daher sie solche Unternehmungen so falsch beurtheilen . . . So reißt auch Europa durch Corruption zur Vereinigung der Obergewalt in Einem oder Wenigen. Der Menschenfreund kann in solchen Fällen der Unterjochung des

Vaterlandes gelassen zusehn, und im Rath seines Eroberers zum Besten desselben rathen; der Geschichtschreiber kann in dieser Rücksicht die Stifter der Freiheit und derselben Zerstörer loben: beide waren zu ihrer Zeit nöthig, und für die Nation wohlthätig.“ (Wenn solche Gedanken dem 22jährigen Jüngling durch den Kopf gingen, begreift man das Verhalten des 57jährigen Mannes!) „Es ist gefährlich, Aufhebung einer Beschwerde oder Geschenk einer Freiheit auf die Zeit der Noth zu verschieben. Ein Volk, welches diesen Grundsatz weiß, ruft die Noth herbei . . . In der Zeit der Noth werden alle Einrichtungen übereilt, und nur für die jedesmalige Krisis, nicht für die Zeit der Ruhe eingerichtet, sind daher nachmals verderblich.“

„Zum Untergang der Republiken bereiten Rousseau, Helvetius und andere Lobredner der Demokratie und Freiheit den Weg: denn das Feuer, mit welchem sie schreiben, erhitze junge Gemüther und manchen Patrioten nach alter Art, die Freiheit muthig und ritterlich zu verfechten; daher der republikanische Stolz; daher werden sich die Völker zu muthigen, enthusiastischen, laut tönenden Unternehmungen für das Vaterland entschließen — und desto leichter überwunden werden,*) da sie die Details und Conjunctionen, die die Zeit verändert, nicht Ralte noch Geschick haben einzusehn. Der Eroberer der Republik schmeichle der Nation zuvor, gebe tiefen Respect ihrer Männlichkeit zu erkennen, und erwärme dadurch die Declamatoren noch mehr. Diese werden das Land unter das Joch bringen; die Furchtsamen nicht.“ —

„Bei der einsamen Nachtlampe entschläft das Genie; das Geräusch des Umgangs muß es erwecken.“

„Wenn die alten Erfahrungen auf unsere Zeiten sollen angewendet werden können, so ist das Geheimniß, die große Kunst, jeder Sache ihren wahren Namen zu geben . . . Die Alten werden nicht eine metaphysische Sprache in abstrahirten Begriffen und sind darum so evident und kraftvoll, weil ihre Bilder auf die Seele fallen und dieselben bilden . . . Der, welchen die großen Gegenstände der politischen Geschichtschreibung ganz begeistern, drückt sich kalt aus . . . Man kann eine Gegend verschönern; sie aber zu gründen, ist in der Natur unmöglich und in der Geschichte nicht erlaubt . . . Lobet die Tugend nicht, strafet das Laster nicht, zeiget sie.“ — —

Es war der ältere Tronchin, der ihn aufforderte, so weitläufige Studien nicht ungenutzt zu lassen, wobei sich auch mehr und mehr die Nothwendigkeit herausstellte, etwas für seinen Lebensunterhalt zu thun. Er berichtet darüber in seiner Selbstbiographie: „Man wünschte Vorlesungen über den Zusammenhang der ganzen Geschichte für Jünglinge und Männer schon in Krieg oder Staat bedienstet, oder die es bald werden sollten. Eine nicht leichte Aufgabe, da Müller von Jugend auf zwar viel gelesen, seine Sammlungen aber

*) Man denke immer daran, daß, der so schreibt, erst 22 Jahr alt ist.

auf die Schweiz beschränkt hatte, so daß er das Resultat wußte, das Eigentliche der Begebenheiten, um treu zu referiren, erst wieder auffuchen mußte. Diese gewaltige Mühe! (da er sich nie erlaubte, irgend etwas obenhin aus dem Gedächtniß beizubringen, und täglich viele Stunden lang sich der Gesellschaft nicht wol; entziehen konnte) wurde ihm durch die Begeisterung erleichtert, welche der laute Beifall und die lebendige Theilnahme seiner Zuhörer ihm gab. Also hat er diese Vorlesungen viermal, so oft er zu Genf dieselben hielt, ganz oder größtentheils neu bearbeitet; oft nicht sowol um diese oder jene Angabe zu berichtigen, als weil er immer wärmer für die Beziehung wurde, worin die Erfahrung der Geschichte zu den politischen Umständen ist.“

„Nämlich damals, lang vor den Ereignissen, welche die Welt erschüttern, hatte er seine politischen Grundsätze bei sich ausgemacht: Verehrung der Demokratie zu Unterwalden, der Aristokratie zu Venedig, zu Bern, der Monarchie in jedem größern Staat; eine unerschütterliche Festigkeit der Behauptung urkundlichen Rechts, welches der Anker von Sicherheit und Ruhe ist; der Zweck fortgehender Vervollkommnung durch die möglichste, aber geordnete Freiheit, durch eine weise Stimmung der öffentlichen Meinung und eine wohl-vorbereitete Verbesserung der Geseze und Anstalten; drei haßwürdige Ungeheuer, die Anarchie, die Despotie, am allermeisten die ungemessene Präpotenz irgend einer einzelnen Macht, welche die Zerstörung aller Freistätten, der Tod aller Hoffnungen des Menschengeschlechts ist und ohne einen gänzlichen Unwerth der Völker, eine gänzliche Erstummung aller Männer von Geist und Muth, und ohne doppelte Verrätherei der Rätthe an den Fürsten, der Fürsten an ihren Häusern und sich selbst, nicht sollte aufkommen können.“

Wie gewissenhaft er seine Aufgabe nahm, zeigt ein Brief an Bonstetten, Ende Nov. 1776. „Mit Schrecken sehe ich mich auf dem Punkt, jungen Leuten Kenntnisse von dem Zustand und von der Historie der Welt, welche Kenntnisse ich selbst in großer Unvollkommenheit besitze, mitzutheilen, und weiß kein Mittel, weder die neue Historie, welche in den Cabineten liegt, noch die Macht verschiedener Staaten, als die nicht von der Menge, sondern der Constitution der Truppen, und nicht von der Zahl, sondern der Verwaltung des Einkommens abhängt, kennen zu lernen, und erröthe vor mangelhaften oder irrigen Lectionen. Ich sehe mich genöthigt, nicht nur die Alten und Muratori, sondern den größten Theil meiner eignen Arbeit über die Schweiz zu unterbrechen, in Erwartung des Sommers, in der Aussicht, meine folgenden Course leichter und vollständiger zu halten, und in der Hoffnung der Unabhängigkeit, in welcher ich jene Studien ununterbrochener und glücklicher fortsetzen werde.“

Der Cursus dauerte vom 21. Dec. 1778 bis zum 31. Mai 1779 täglich

eine, zuletzt anderthalb Stunden. Müller schrieb alles auf, aus Besorgniß, die französischen Ausdrücke zu verfehlen. Seine Stimmung wechselt, wie es bei seinem sanguinischen Wesen natürlich war, zwischen Ungeduld und excentrischer Hoffnung. Unmittelbar nach Eröffnung seines Collegiums schreibt er an Bonstetten: „Wenn ich an diese Arbeiten denke, sehe ich nichts vor mir als einen zweifelhaften Erfolg, wenn auf die Schweizerhistorie, eine ununterbrochene und fast schändlich verzögerte Arbeit, wenn auf die Alten, verlassene unentbehrliche Lehrer und Muster, wenn an meine Freunde, versäumte Briefwechsel und beleidigte Männer u. s. w.; durch welche Dinge ich zuweilen betrübt werde, so daß ich fühle, daß dieser Raub meiner Zeit mir, dem nichts theurer als die Zeit ist, ein unerseßlicher Verlust ist.“ — Aber dann 26. Jan. 1779: „Es ist ein unbeschreibliches Vergnügen, alle Zeiten und alle Völker zu durchwandern, und auf dem ganzen Erdboden alles nach und nach hell zu machen, so daß man überall zu Hause sei. Der Schweizerhistorie ist es von großem Nutzen, ich sehe nun einen ausgedehnteren Kreis, und bemerke besser, was zur Kenntniß unserer Länder nöthig ist.“ und 2. April: „Besonders freut mich die lichte Ordnung, die täglich mehr in den Plan meiner Studien kömmt, also daß ich alles Unzweckmäßige absondere, und aus allem ein Ganzes mache, und meine Schritte gleichsam zählen kann.“ Zuweilen fehlte es nicht an verdrießlichen Widersprüchen, so namentlich in Bezug auf seine Religionsgeschichte. Er hatte die Wunder einfach weggelassen und von dem Christenthum nur die moralische Seite hervorgehoben; darüber mußte er von Bonnet 31. Jan. 1779 sehr ernsthafte Vorwürfe hören: „Daß ich in meinen Vorlesungen mich öffentlich zum Unglauben bekannt, und äußerst schlimme Grundsätze gelehret habe; und besonders verwies er mir, daß ich im Gespräch die Reformation malheureuse genannt habe. Niemals habe ich diesen Mann in solchem Eifer gesehen, er sprach laut, heftig, wie begeistert, als hätte ich Gott verrathen, als müßte er durch ein Machtwort nun das Christenthum in seiner Todesnoth erretten.“

Müller suchte sich vor seinen Zuhörern zu rechtfertigen: „Daß ich die Reformation darin, daß durch sie die Schweiz getrennt worden, für dieses Land hierin unglücklich genannt habe, sei geschehen, weil ich nicht gewußt habe, daß Calvinus zu Genf Gott sei.“ Tronchin fand die Vorlesungen noch zu christlich. Diese Irrungen wurden indeß bald wieder beseitigt und nach dem Schluß seiner Vorlesungen hatte Müller die Freude, 222 große Thaler einzunehmen, wozu noch das Versprechen Tronchins kam, ihn zum Dank für seine Verdienste um Genf in eine Leibrente einzukaufen. Die übergroße Anstrengung ließ bei ihm freilich eine große Erschöpfung zurück, indeß erholte er sich bald und meldet schon am 12. Juni an seinen Bruder von dem Plan, den diese Vorlesungen hervorgerufen haben. „Mein Collegium hat mich zu genauerer Be-

trachtung des Zustandes aller Staaten veranlaßt. Ich habe zu dem Ende seit letzterem Christmonat 131 Tractaten über diese Geschäfte gelesen. Diese Arbeit führe ich fort und lese alle Briefwechsel der Staatsminister und Ambassadoren und alle Nachrichten von den letzten 300 Jahren und was Leibniz, Bayle und hundert andere in allen Ländern zerstreut über diese Materien herausgegeben haben, worauf ich über die dreihundert letzten Jahre ein Buch herausgeben will, welches mit Wahrheit und Freimüthigkeit abgefaßt werden muß; denn meine innige Absicht ist das Wohl der Nachwelt, und da nun in Europa durch den Verfall der Freistaaten und die gewaltigen Heere alles zu Grunde geht und verloren ist, ist merkwürdig zu beschreiben, durch welche Zufälle und Fehler wir in diesen Zustand gerathen sind.“ —

Dies war die erste Grundlage für die 24 Bücher allgemeiner Geschichte, welche wir in der Umarbeitung von 1796 besitzen. Das Collegium hatte so viel Beifall gefunden, daß er es im nächsten Winter (6. Dec. 1779 bis 11. Mai 1780) vor einem auserlesenen Kreis wiederholen mußte. Er hatte es wesentlich verbessert und mit 570 neuen Zusätzen aus den Quellen bereichert; er schloß es mit einer Analyse der englischen Staatsverfassung. *Que resulte du cours de ces leçons? . . . que la direction constante de toutes les forces de l'ame vers un seul grand objet est le moyen infaillible et unique d'exécuter des grandes actions.*)*

Müller war in diesen Vorlesungen wie in seinem Umgang durchweg ein Angehöriger der genfer Aristokratie; als daher 1775 die Unruhen ausbrachen, die eine demokratische Staatsumwälzung nach sich zogen, stellte er sich entschieden auf die Seite der conservativen Partei, und gehörte nach dem Sieg der Demokratie zur Opposition. In einer seiner Jeremiaden, 31. Mai 1779, schreibt er an Bonstetten: „Alle Ueberbleibsel der alten Aristokratie werden hier ausgerottet; alle Gewalt kommt an die Gemeinde. Die Hungrigen, welche die Menge ausmachen, werden künftig die Aufgeklärten und Reichen überstimmen. Die höchste ausübende Gewalt kommt mit erstaunlichen Rechten an die Creaturen des Volks. Es ist unglaublich, mit welcher Kunst, und gleichwol mit wie vieler Frechheit alle diese Grundsätze in dem Gesetzbuch sind. Bei den Vornehmen ist jene alles überwindende Liebe der Alten zum Staat nicht, und an ihrer Stelle Liebe des Geldes und Genußes desselben; daher Furchtsamkeit und Wankelmuth in alle ihre Maßregeln kommen, besonders die Macht ein-

*) Die Klagen an Bonstetten gehn auch diesmal ununterbrochen fort, s. B. 28. Dec. 1779: „Meine physische Erschöpfung und meine Traurigkeit kommen von dem Mangel fast aller Bewegung, und weil ich gleichsam in mich selbst fresse, da ich mich mit Composition zu beschäftigen die Zeit nicht mehr habe; hierzu kommt ein zunehmender Widerwille gegen diese unerträglichen Collegien, die mich mit vielen superficiellen Arbeiten beladen, worunter ich ohne Nutzen leide und mein halbes Leben verliere.“ — In dieser Zeit lernte er auch den jungen Huber kennen.

förmiger Gesinnung ist ihnen ganz unbekannt. Allbereit verfällt alles Ansehn, sogar die tägliche Polizei, und aus dem Begriff oder Gefühl politischer Gleichheit entspringt unter dem Volk die Begierde, dem Reichen es in allem nachzutun, woher Verachtung der Alten, Müßiggang, Verschwendung, Zwist in allen Häusern und großer Verfall aller Handthierungen entspringt; und ist wahrhaftig der Fall dieses Freistaats ein merkwürdiges Schauspiel; ich fürchte aber den Einfluß auf die Nachbarschaft!“ J. S.

Die heutige Geld- und Handelskrisis.

2.

Nachdem die Krisis in Nordamerika einmal zum Ausbruche gekommen war — und der tiefere Grund, daß es hier und nicht in Europa geschah, wo ihr Ursprung lag, mag wol an dem ganzen Charakter des nordamerikanischen Geschäfts liegen — war es in unserm Erdtheil zunächst Schottland und zwar hier zuerst Glasgow, das die ersten Rückwirkungen davon fühlte. Glasgow hatte in der That auch noch altgewohnte Verbindungen mit Nordamerika. Man weiß, was sich dort in jener Zeit ereignete: zwei der daselbst etablirten Banken warfen um oder suspendirten einstweilen mindestens ihre Zahlungen. In der Times und in einigen deutschen Blättern war denn nun das Zetergeschrei über das schottische Banksystem, das dergleichen möglich machte; als wenn dieses System erst gestern erfunden worden wäre, als ob es nie Proben selbst in Zeiten allgemeiner Handelsverwirrung bestanden hätte und als wenn die übrigen schottischen Banken nicht völlig verschont geblieben wären. Aber das ist ganz richtig, wenn an und für sich richtige Grundsätze durch Leichtsinns und Begehrlichkeit verschoben werden, namentlich wenn, wie es in Glasgow geschehen war, die Bedächtigkeit des im schottischen Bankwesen liegenden Creditwesens im Zuge der Zeit in leichtsinniges Creditgeben umgewandelt wurde, dann konnte der Schade nicht ausbleiben. Man müßte an sich selbst regulirende Einrichtungen für menschliches Thun glauben, wenn man Anstoß daran finden wollte, daß auch vernünftige Zustände überwacht werden wollen; aber sogar die sich selbst regulirenden Maschinen bedürfen der Aufsicht und der Nachhilfe durch den Menschen.

Die Krisis rückte nach England hinüber, wo die nach Peelschen Vorschriften eingerichtete Bank einer solchen sich selbst regulirenden Maschine für den Verkehr gleichkommen sollte, wie mindestens viele Leute sich einreden wollten.